

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 296. Bromberg, den 24. Dezember 1930.

Der Farmer von Riveglast.

Roman von Gert Rothberg.

„Der lustige, tolle Rainer?!"

Er seufzte.

Von diesem Rainer war eigentlich wenig übrig geblieben. Man sollte nicht glauben, wie ernst das Leben ihn bereits gemacht hatte.

Rainer schüttelte den Gedanken ab.

Evelyn!

Sein Blick wurde weit. Dort? Er sah ein helles Kleid. Mit ein paar Sätzen war er drüben.

Das Mädchen lehnte zurückgesunken, ohnmächtig am Felsen. Zu ihren Füßen lagen die zuckenden Teile einer großen Schlange. Ein dolchartiges Messer lag ebenfalls am Boden.

Rainer erfaßte die Situation.

Arme Evelyn!

Wie mußte sie sich geängstigt, wie lange vergeblich um Hilfe gerufen haben. Behutsam nahm er sie in seine Arme. Ratlos sah er sich um. Obwohl der Boden sehr feucht war, so erblickte er doch nirgends Wasser. Kurz entschlossen brach er einige große, feuchte, saftige Blätter und rieb damit die Stirn und die Schläfen Evelyns. Einmal öffnete sie die Augen, blickte ihn an, ohne ihn zu erkennen, und fiel wieder in die Ohnmacht zurück.

Die Schatten der herannahenden Nacht senkten sich schon langsam herab. Die Schlucht wirkte düster und unheimlich; Rainer wußte:

Wenn er mit seiner leichten Bürde nicht wieder hinauf gelangen konnte, waren sie Beide verloren. Das Raubzeug der Gegend mußte seinen Schlupfwinkel in dieser düsteren Schlucht haben.

Er schritt am glatten Felsen dahin. Kam an die Stelle, an der er sich herabgelassen. Hinauf konnte er hier nicht, das sah er ein. Also weiter. Hinter ihm raschelte es. Ein zorniges Brummen ertönte. Rainer schauerte zusammen.

Ein Bär vielleicht, oder was sonst?

Ein Baum wuchs aus dem Abhang. Weit breitete er seine Äste über die Schlucht. Rainer erklomm ein Stück der Felswand. Nach unsäglichen Mühen erreichte er mit der linken Hand einen Ast des Baumes. Wie Stricke traten die Sehnen des linken Armes hervor, während sein rechter die Ohnmächtige festhielt.

Dort ein Vorsprung!

Wenn er ihn durch Schwingen ereichen konnte, dann war er gerettet. Eine furchtbare Gefahr! Wenn sein Arm erlahmte und er mit dem Mädchen wieder zurück in die Tiefe stürzte? Seine Zähne knirschten aufeinander in wilder Energie. Ein paarmal schwebte er ergebnislos über der Tiefe. Da — — er hatte den schlanken Stamm des Baumes auf dem Vorsprung erfaßt. Nun waren sie gerettet! Noch eine kleine Anstrengung und er war oben bei den Pferden, die friedlich dicht beieinander standen.

Hoch aufatmend legte Rainer Evelyn auf den Boden, versuchte noch einmal, sie aus der Ohnmacht zu wecken. Er rieb die kalten, weißen Hände, er strich behutsam über die Augen. Ein tiefer Seufzer, und das Mädchen legte den Kopf müde auf die andere Seite, während ein Schauer sie schüttelte. Erschrocken nahm er sie von neuem in die Arme, sich besinnend, daß der kühle Boden ihr Schaden zufügen könnte. Kurz entschlossen bestieg er sein Pferd, während Evelyns Pferd hinter ihm herlief. —

Nach Stunden kam er endlich im Landhause an. Alles war hell erleuchtet, denn draußen war es bereits ganz dunkel. Rainer hörte Signale, und Gestalten huschten hin und her. Auf der Veranda lehnte Mister Jacksons massige Figur. Ein Schwarzer kam gelaufen. Als er Rainer und in dessen Armen Evelyn erkannte, stieß er einen lauten Schrei aus und lief zur Veranda zurück. Jene machten allerlei Gesten und blickten scheu und furchtsam herüber, bis Rainer ihnen zornig befahl, ihm behilflich zu sein. Dann trug er die Ohnmächtige schnell durch den Garten, wo ihm Jackson entgegeneilte. Rainer lief weiter, dem Grubenkönig nur ein paar kurze Worte zurufend. Er trug Evelyn in ihr Zimmer, legte sie behutsam auf den breiten Divan nieder. Da kam auch Paulus Jackson herangekeucht, gab den Zofen Befehle. Draußen erklang ein rascher Schritt: der Leibarzt des Grubenkönigs, der auf Reisen stets mit zu der Begleitung gehörte.

Rainer zog sich zurück. Draußen lehnte er ermattet an einen Pfeiler der Veranda, als sich aus dem weichen Sessel links von ihm eine wahre Jammergestalt erhob:

Mister Wills Paager!

„Ich bin an allem schuld, ich allein und meine jämmerliche Reitkunst. Weil ich ihr nicht folgen konnte, nur deshalb ist sie in Gefahr gekommen, nur deshalb. Oh, ich könnte mich zerreißen. Was für unglaubliche Grobheiten hat mir Onkel Jackson schon an den Kopf geworfen. Sagen Sie, Mister Rainer, wo haben Sie Miß Evelyn gefunden?"

Rainer gab eine kurze Erklärung. Stumm sah Paager in sein Gesicht. Er sah plötzlich die zerrissenen Kleider, er sah die blutenden Hände, sah unter dem zerrissenen Jackett deutlich die heftig atmende Brust und wußte plötzlich, daß er eine elende Memme war gegen diesen verwegenen Mann. Beschämt bot er ihm Platz an.

Wills Paager schlich geknickt davon. Sogar seine Dickfelligkeit fühlte, daß der hochgewachsene Mann mit dem jungen finsteren Gesicht allein sein wollte.

Lange Zeit stand Rainer regungslos. Endlich wandte er sich um. Jackson stand neben ihm und sah ihn bittend an. Auch seine Augen ruhten auf der Kleidung und den blutenden Händen Rainers. Ein schluchzender Laut kam plötzlich aus Jacksons Brust. Er schloß Rainer in seine Arme.

„Sie sind von einer höheren Vorsehung gesandt. Ich danke Ihnen, Mister Rainer."

Rainer trat zurück. Es beschämte ihn, daß man so viel Aufhebens um eine Sache machte, die ihm selbstverständlich

schien. Aber er konnte der Angst in sich nicht Halt gebieten und aus dieser folternden Angst heraus fragte er:

„Wie — — wie geht es Miß Evelyn?"

Jackson drückte ihm die Hände.

„Sie ist erwacht, es war nur eine Ohnmacht. Gott sei Dank. Der Doktor hat sie gründlich untersucht, doch er hat nichts gefunden. Er ist noch oben bei ihr. Aber nun erzählen Sie mir doch, wie das alles zusammenhängt."

Rainer nickte mechanisch und gab die verlangte Erklärung. Zusammengesunken saß Jackson da. Dann rang es sich plötzlich aus seinem Munde:

„Ich glaube an eine Vorsehung, Mister Rainer; Sie dürfen meine Tochter und mich nie wieder verlassen."

„Vorsehung? Nein. Es war ein einfacher Zufall. Wenn Sie jedoch gestatten, möchte ich jetzt mein Bad nehmen und dann schlafen, ich bin in der Tat sehr müde. Und bitte, daß kein Aufhebens von der Sache gemacht wird. Ich tat meine Pflicht, ein Anderer an meiner Stelle hätte auch so gehandelt."

„Ein Anderer? Mister Paager vielleicht? Pfui Deubel, wo wäre mein Mädel jetzt, wenn sie sich auf diesen Helden hätte verlassen müssen!"

Noch ein paar Worte hin und her, dann verabschiedete sich Rainer und ging schnell davon. Er nahm sein Bad und nach diesem saß er in seinem Zimmer und preßte beide Hände an den schmerzenden Kopf.

„Evelyn, ich lieb' dich. Ich hasse alle Zerstreuungen, ich lieb' dich, nur dich."

Es klopfte, und sein Kammerdiener brachte ihm auf einem großen Tablett ein vorzügliches Nachtmahl und eine Flasche starken spanischen Weins.

Rainer versuchte ein paar Bissen zu essen, doch es schmeckte ihm nicht. So trank er nur zwei Glas von dem feurigen, dunkelroten Wein. Dann sank er in einen tiefen, bleiernen Schlaf. Unruhig drehte er sich ein paarmal hin und her.

„Evelyn!"

Er rief es laut und voll Sorge. Der Kammerdiener lächelte kaum merklich. Ein Roman spielte sich hier ab, ein herrlicher Roman, er wußte es längst. Und fürsorglich zog er die Seidendecken wieder über die Brust des Schlafenden.

9. Kapitel.

„Und Sie wollen wirklich nicht sagen, wie Sie in die Schlucht hinab gelangten?"

Rainers dunkle Augen ruhten fragend auf Evelyn. Sie lag im Stuhl, den er leise hin und her schaukelte. Sie sah in sein braunes Gesicht, mied jedoch gleich wieder den leidenschaftlichen Blick seiner Augen. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein, ich kann es nicht sagen."

Jackson blickte seine Tochter vorwurfsvoll an.

„Wie soll man denn nur die Sache anfassen, wenn du dich so beharrlich ausschweigst?" sagte er kläglich.

Evelyns Gesicht glühte rosig.

„Sei doch nicht so komisch. Was gibt es denn da anzufassen? Ich bin gerettet, alles andere spielt keine Rolle."

Jackson sah seine Tochter beschwörend an.

„Aber es liegt doch sicher ein Verbrechen zugrunde. Du wirst doch schwerlich in die Schlucht hinuntergestiegen sein, um eine Schlange zu zerstückeln", sagte er dann.

Evelyn schloß einen Moment die Augen. Sie sah wieder die große grüne Schlange, sah, wie sie die gespaltene Zunge auf sie zückte, sah die greuliche Otter ganz nahe neben sich und sah sich wieder im Kampfe mit diesem Reptil. Ohne daß sie es recht wußte, legte sie beide Hände auf Rainers schlanke Rechte.

„Ich danke Ihnen nochmals, Mister Rainer", und zog doch im selben Moment die Hände schon wieder zurück.

„Aber du reitest nie wieder aus, — ohne Mister Rainer auf keinen Fall," bestimmte Jackson.

Evelyn lachte leise auf.

„Eigentlich war es herrlich. Erst der wilde Ritt und dann die Gefahr. Freilich — —"

Sie hielt inne. Ein Diener kam und bat Mister Jackson zu einer Besprechung in das Arbeitszimmer. Mister Hopkins aus den Texasgruben sei herübergekommen.

Jackson erhob sich schwerfällig und übellaunig.

„Immer, wenn es gemütlich ist, muß dieser Fatzke angeschneit kommen und mir etwas von dem Goldquark erzählen wollen. Na, bis auf nachher also!" rief er noch zurück.

Eine Weile war Schweigen zwischen den Zurückbleibenden. Evelyns feine Finger entblätterten die dunklen Blüten, die in ihrem Schoße lagen. Rainer sah ihr zu. Sein Herz schlug rasch und laut. Ein verwegener Gedanke blitzte in ihm auf.

„Wie soll ich Ihnen danken?" hatte Evelyn ihn gestern in Gegenwart ihres Vaters gefragt.

Und er wußte einen einzigen Dank, den er angenommen hätte, einen anderen wollte er nicht. Der verwegene Gedanke kam wieder, drängte:

„Nimm dir den Dank und gehe dann fort, weit fort."

Seine Liebe kämpfte einen letzten Kampf mit der Vernunft und — — blieb Sieger.

Rainer beugte sich plötzlich über Evelyn und küßte den kleinen Mund in ausbrechender Leidenschaft immer und immer wieder. Sie vermochte kein Glied zu rühren, zu überraschend war ihr dieser Überfall gekommen. Jawohl, ein Überfall.

In Evelyns blauen Augen zitterten zwei zornige Tränen. Sie stieß ihn zurück. Müde und langsam wie ein alter Mann ging er dem Hause zu.

Die Empörung schlug in hellen Flammen über Evelyn zusammen. So nahm dieser Mister Rainer die Frauen, so also! Und er schien zu glauben, daß er zwischen ihr und jener Frau in den Gruben keinen Unterschied zu machen brauchte. Sie sprang auf und lief dem Hause zu. Ging geraden Weges in das Arbeitszimmer ihres Vaters. Jackson blickte ihr mißmutig entgegen.

„Aber Kind, du weißt doch, daß ich es nicht liebe, wenn du hier hereingestürmt kommst. Nun kann Hopkins noch einmal von vorn anfangen."

„Schicke Mister Hopkins weg, ich muß mit dir sprechen!"

Jackson wurde aufmerksam.

Sollte er jetzt vielleicht mehr über Evelyns Unfall erfahren?

Er legte seinem Getreuen die Hand auf die Schulter:

„Hopkins, lassen Sie sich unten ein gutes Frühstück geben. In einer Stunde erwarte ich Sie wieder."

Hopkins ging beglückt davon. Er kannte diese Frühstücke schon.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Weihnachtsfeiern in der weiten Welt.

Von Kurt Faber.

Seine allerletzten Weihnachten feierte der Weltwanderer Kurt Faber 1929 als Toter in den Eis- und Schneewüsten Kanadas, auf seiner Wanderung in der Richtung des Großen Sklavensees. Im November oder Dezember vorigen Jahres legte er sich, wohl infolge Hungers und Erschöpfung, vor einer schneeverwehten Hütte nieder, wobei er erfror. Vier Monate später, im März 1930, fanden zwei Indianer seinen Leichnam, von Raubtieren angefressen. Aus dem Anhang des Buches von Kurt Faber „Weltwanderers Fahrten und Abenteuer" entnehmen wir die nachstehenden Schilderungen.

Wenn ich an die vielen Weihnachtstage zurückdenke, die ich erlebt habe in fremden Ländern und auf fernen Meeren, so kommt es mir erst recht zum Bewußtsein, wie launisch das Schicksal sein kann und wie kraus und verworren es zuweilen im Leben zugeht.

Gleich die erste Weihnacht in der Fremde war recht apart. Das war in Texas. Einige Monate hatte ich mich im Lande umhergetrieben als junger Tunichtgut und meine Hände in einem Dutzend Berufen versucht, bis ich endlich eine fabelhafte Stelle als Wärter in der großen Irrenanstalt zu San Antonio bekam. Da kam der Weihnachtstag. Der Direktor wollte etwas tun für die Gelegenheit und versammelte die Angestellten und die leichter zu behandelnden Patienten zu einem großen „Christmas-dinner" mit dem

obligaten Truthahn, der in Amerika nicht fehlen darf bei solcher Gelegenheit. Nicht ohne Befürchtungen war man wegen des glatten Verlaufs der kleinen Festlichkeit. Aber es ging alles zur vollen Zufriedenheit bis auf einen kleinen Zwischenfall. Da war nämlich Miß Laura, ein altes Fräulein, das vor langer Zeit von Deutschland eingewandert war und nun schon seit Jahren in der Anstalt wohnte, wo sie von früh bis spät ihren etwas wunderlichen Beschäftigungen nachging. Gewöhnlich war sie eine stille und harmlose Person, aber zuweilen, wenn irgend etwas sie an die „Old country" erinnerte, konnte sie leidenschaftlich aufbegehren. Denn die Sehnsucht nach Deutschland war ihre einzige Krankheit. An jenem Abend nun, als alle vor ihrem „Christmas turkey" saßen und einer des anderen Wort nicht mehr hörte vor lauter Geschnatter, ließ sich plötzlich die dünne Stimme der Miß Laura vernehmen.

„Stille Nacht . . ."

Im Augenblick verstummte die Unterhaltung. Es war, als ob ein Reif auf die lustige Tischgesellschaft gefallen wäre. „Still", sagte der Direktor mit erhobenem Finger. „Kein Wort, bitte! Wenn sie ihren Anfall bekommt, garantiere ich für nichts." Und in das Schweigen klang es:

„Durch der Engel Halleluja
Tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter, ist da."

Die alte Miß sang es zu Ende mit dünner, unsicherer Stimme, während sie mit weit aufgerissenen Augen starr und geistesabwesend vor sich hinblickte. Dann kamen zwei Wärter und führten sie hinaus. Einen Augenblick noch herrschte betretenes, verlegenes Schweigen. Dann ging die Unterhaltung weiter, als ob nichts geschehen wäre. Denn solches und ähnliches kam dort alle Tage vor. Ich aber konnte kein Auge zumachen während der ganzen langen Nacht. Je mehr ich die Gedanken zu bannen versuchte, desto finsterer stürzten sie aus meinem Kopfe. Der Kummer, das Heimweh, das böse Gewissen, und langsam kamen mir die Tränen, ob ich mich auch dagegen wehrte mit der ganzen Kraft meiner jungen Männlichkeit.

Ach, ich war ja noch ein halbes Kind, und es war die erste Weihnacht in der Fremde! — —

Ein Jahr später erlebte ich meine zweite amerikanische Weihnacht in Kalifornien:

„In dem großen Nebellande Amerika", sagt Lenau, „werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Eine Niagarastimme gehört schon dazu, um ihnen zu predigen, daß es noch höhere Götter gibt, als die im Münzhause geschlagen werden."

So wird man langsam verdorben in dieser Umwelt. Man kommt auf Um- und Abwege und lernt allerlei schlechte Künste, unter denen das Schwarzfahren auf der Eisenbahn noch die harmloseste ist. Aber auch dabei trifft man zuweilen eine weiche, mildtätige Seele, die für Weihnachtsstimmungen empfänglich ist.

Nun ja, das war auf dem Tender einer Schnellzugslokomotive der Südlichen Pazifikbahn, irgendwo zwischen Los Angeles und Pasadena. Im Schatten des großen Kohlenhaufens hatte ich mich so unsichtbar wie möglich gemacht und hatte nur Augen für die Männer, die an dem Feuer rüttelten und die Kohlen schaufelten, und das aus guten Gründen. Wenn je eine kalte Nacht gewesen war, so war es jene. Ein klirrender Frost lag in der Luft, und von den nahen Schneebergen kam ein eisiger Wind, der wütend an den dünnen Kleidern zerrte. Krampfhaft, mit halb erstarrten Händen, hielt ich mich fest am Rande des Wassertanks, auf dem blaue Ölflecken metallisch schimmerten. Der Ruß war unerträglich. Die kleinen Kohlenstückchen flogen scharf wie Messer durch die Luft. Ich sah den Funkenregen, der wie ein Feuerwerk aus dem Schornstein kam, ich hörte das Rasseln der Schaufeln, das wilde, herausfordernde Heulen der Lokomotive und hatte darüber zwanzigsten Dezembers war. b
ganz vergessen, daß heute gerade der Abend des vierund-

Diesmal hatte sich das Schwarzfahren gelohnt. Station um Station huschte vorüber in hastiger Eile. Aber je kleiner der Kohlenhaufen wurde, je größer war die Gefahr der Entdeckung. Schon schaute das rußige Gesicht des Heizers von der anderen Seite herüber. Ich suchte mich noch unsichtbarer zu machen. Da schlug er mit der Schaufel gegen den halbleeren Behälter, an dessen Wänden es tausendmal widerhallte.

„Komm heraus, du Kröte!"

Alles Verbergen hatte nun keinen Zweck mehr. Ich kam heraus, und der Maschinist — ein dicker Mann mit einem runden, glattrasierten Gesicht — schaute mich an im flackernden Licht des offenen Feuers.

„Merry christmas!" sagte er freundlich.

„Merry christmas!" sagte ich ebenfalls, obwohl es mir nicht darum war.

Der Heizer blickte auch schon freundlicher. „Eigentlich sollt' ich dich niederboxen", sagte er bedächtig, „aber weil heut' Weihnachten ist —"

Alles das hörte ich nur halb. Der Frost lief mir eisig über den Rücken, und meine Zähne klapperten vor Kälte.

„Das kommt davon", sagte der Maschinist. „Wärst du bei Mama geblieben, so könntest du jetzt Turkey essen, hättest einen Strumpf voll schöner Sachen, wärst im warmen Zimmer und könntest nachts im Bett schlafen statt hier auf dem Kohlenhaufen. — So ein grüner Bengel —"

Während er noch so redete, holte er seinen Eßeimer hervor. Der Heizer gab auch noch etwas dazu, und schon saß ich vor einem mächtigen Teller voll „Turkey and cranberry". Wer einmal in Amerika war, der weiß, was das ist, und die andern können es sich ohnehin nicht vorstellen. Die Amerikaner haben keine Phantasie in solchen Dingen. „Turkey and cranberry" essen sie immer, bei jeder nur erdenklichen festlichen Gelegenheit.

Wie dem auch sei: So war ich nun doch noch zu einer Art Weihnachtsbescherung gekommen, trotz aller Verlassenheit in der freudlosen Fremde. Ich drückte mich aus dem Weg der arbeitenden Männer in eine Ecke der Lokomotive und aß mich einmal ordentlich satt, denn ich hatte es nötig. Ich sah dem Heizer zu, wie er die Türen aufriß und an dem Feuer rüttelte. Ich sah die weiße Glut im Kessel, die tanzenden Funken am Himmel und die phantastischen Schatten, die über den Kohlentender huschten. Je länger ich da saß, desto wärmer und wohliger wurde mir zumute. In meinem Herzen erhob sich ein Klingen und Singen, und mir war, als ob der Wind, der eben noch so rauh und feindselig von den Bergen herübergeweht hatte, nun auf einmal lebendig wäre vor lauter Weihnachtsliedern und das wilde Gewirbel der Kohlenstücke zu tanzen anfinge aus purer Lust am Leben. Schnell waren wir am Ziele angelangt, wo der Maschinist mich mit freundlichen Worten verabschiedete und mir noch einen blanken Silberdollar in die Hand drückte.

Was ist ein Dollar? Ein Nichts, das einen kaum einen halben Tag lang über Wasser halten kann im Schiffbruch des Lebens, ein widerwärtiges Ding, um das sich die Menschen raufen. Aber am richtigen Platz und im richtigen Augenblick ist er groß und rund, ein wahrer Wohltäter, ein zauberhaftes Ding, das wilde Köpfe beruhigen und verstörten Gemütern die verloschene Freude am Leben von neuem entzünden kann. Und den Glauben an — — die Menschen. — — (Schluß folgt.)

Die gefährlichen Möbel

Cäsare Borgias.

Die finsteren Mächte des Mittelalters spuken von Zeit zu Zeit noch immer in unser Jahrhundert hinein und zeigen uns dann, welche verbrecherische Raffinesse damals im Kampf gegen persönliche oder politische Feinde angewandt wurde. Einer der gewiegtesten und gefährlichsten Menschen jener Ära, in der man den Mord einer moralischen Tötung vorzog, war bekanntlich Cäsare Borgia. Wußte man auch schon, daß dieser Borgia die teuflischsten Pläne ausheckte, um sich derer zu entledigen, die ihm gefährlich werden konnten, so erstaunt man doch von neuem, wenn jetzt durch Zufall jene Mittel entdeckt wurden, deren er sich als Mordwaffen bediente. Der Bremer „Weser-Zeitung" entnehmen wir darüber folgende Notizen:

Im Berliner Privatbesitz befindet sich ein Schrank Borgias, der außer seinen prachtvollen Schnitzereien noch ein besonderes Geheimnis birgt. Er war ein Mordmittel, dessen sich Cäsare Borgia mit vielem Erfolg bediente. Das

wertvolle und interessante Möbelstück wanderte von Hand zu Hand und hat schon vielen Besitzern den Tod gebracht, bis man hinter das Geheimnis kam. Steckte man nämlich den Schlüssel in das Schlüsselloch, um eine Schublade zu öffnen, so lauerte schon der Tod. Bei dem Hineinstecken des Schlüssels löste sich ein raffinierter Mechanismus, eine winzige Nadel grub sich unsichtbar in die Hand, schnappte sofort wieder zurück, aber nach wenigen Sekunden brach jeder, der den Schrank öffnen wollte, tot zusammen. Die kleine Nadel war vergiftet. Borgia lud gewöhnlich seine Feinde liebenswürdig zu sich ein, bewirtete sie auf das beste und wiegte sie in Sicherheit. Auch noch so Mißtrauische mochten sich nichts dabei denken, wenn sie vom Gastwirt gebeten wurden, ihm irgendeinen Gegenstand aus diesem kostbaren Schrank zu reichen. Da der Schrank immer verschlossen war, mußte man den Schlüssel zum Öffnen benutzen. Und schon besaß Borgia einen Feind weniger. Dieser Schrank aber war nicht das einzige gefährliche Möbelstück, das sich in Borgias Behausung befand. Erst vor einiger Zeit wurde wiederum so ein Möbel entdeckt, das in kurzer Zeit hintereinander bereits vier Todesopfer gefordert hatte.

Bei einem Antiquitätenhändler erstand ein reicher Engländer, der eine wundervolle Besitzung in Florenz sein eigen nannte, **ein Bett**, das zur Einrichtung Cäsare Borgias gehört haben sollte. Der Engländer stellte das herrliche Stück, das von schweren Portieren umgeben war und einen Baldachin besaß, in das Fremdenzimmer seiner Villa. Der erste Gast, den der Engländer bei sich zu Besuch empfing, war am Morgen in dem Bett tot aufgefunden worden. Kein Anzeichen für eine Ermordung lag vor, es fehlte auch nichts von dem Eigentum des Toten und die Ärzte nahmen Herzschlag als Todesursache an. Als nach einiger Zeit die Frau des Engländers erkrankte, wurde eine Schwester zur Pflege aufgenommen. Man quartierte sie im Fremdenzimmer ein. Am nächsten Morgen fand man sie tot in ihrem Bette liegend. Nun übergab der Hausherr die mysteriöse Angelegenheit Detektiven zur Untersuchung. Einer von diesen brachte eine Nacht in dem Todeszimmer zu. Auch er lag am Morgen als Leiche in Borgias Bett. Niemand vermochte in das Geheimnis des Zimmers einzudringen. Der Verdacht, die Schuld an dem Tod der drei Personen zu besitzen, hatte sich gegen den Diener des Hauses gerichtet, weshalb er sich entschloß, sich dadurch zu rehabilitieren, daß er selbst eine Nacht in dem Fremdenzimmer verbrachte. Aber er kam auch nicht wieder lebend heraus. Nun wurden Ärzte beauftragt, das Zimmer und seine Einrichtung zu untersuchen und da kam endlich das Geheimnis ans Tageslicht. Eine genaue chemische Untersuchung erbrachte das Resultat, daß die Portieren und die Matratze des Bettes von einer giftigen Substanz durchtränkt waren. Diese Substanz aber besaß die Eigenschaft, daß sie sich, sobald sie etwas Wärme erhielt, in giftige Dämpfe zersetzte, die der Gast im Schlaf einatmen mußte und dann nicht mehr erwachte.

Cäsare Borgia wies das Zimmer, in dem dieses Bett stand, jenen Gästen an, deren Existenz ihm aus irgendeinem Grunde nicht mehr angenehm gewesen ist. Wie viele Menschenleben mögen diese Möbelstücke Borgias wohl schon auf dem Gewissen haben?



Bunte Chronik



* **Woher stammt das Wort „büffeln“?** Dieser bekannte Ausdruck scheint seinem Wortlaut nach auf ein Tier, den Büffel, zu verweisen. Sein Ursprung dürfte aber aus einer anderen Bedeutung hervorgegangen sein. Nach den Forschungen Beckers kommt der älteste Beleg für das Wort „büffeln“ in einer Predigt des im 16. Jahrhundert lebenden Predigers Mathesius vor, wo es in bezug auf die Arbeit der Bergleute heißt: „daß mancher oft hart und lang „püflen“ muß, bis er zum Erz gelangt.“ Nach Grimm bedeutete das Wort „büffeln“ in der Schweiz auch bisweilen „wacker prügeln“. Man kann also annehmen, daß das Wort „büffeln“ ursprünglich aus dem alten Wort „buffen“ oder „puffen“, d. h. schlagen oder stoßen, hervorgegangen ist, woraus der Volksmund dann das Wort „büffeln“ machte. Wer büffelte, der schlug sich eben mit dem Lernen herum, und mußte, ebenso wie der Bergmann das Erz, die Wissenschaft durch unermüdliches „Püflen“ zu erringen suchen.

* **Mit bedecktem Haupt vor dem König.** Dem englischen Gardeleutnant Michael of Courcy wurde kürzlich ein Sohn geboren. Dieser kleine Knabe wird in seinen reifen Jahren das einzigartige Privilegium besitzen, vor dem Könige von England mit bedecktem Haupte erscheinen zu dürfen. Der Ursprung dieses seltsamen Rechtes, auf das das Geschlecht von Courcy außerordentlich stolz ist, reicht ins 12. Jahrhundert zurück. Damals entstand ein Konflikt zwischen England und Frankreich, der sich um den Besitz der Normandie drehte. Ein gewisser englischer Ritter, namens John of Courcy, machte seinem königlichen Souverän den Vorschlag, sich mit einem durch den König von Frankreich gestellten französischen Ritter, in einem Zweikampf zu schlagen, und auf diese Weise den Anspruch des englischen Königs auf die Normandie durchzusetzen. Der Zweikampf fand tatsächlich statt und wurde von dem Engländer siegreich beendet. Der dankbare König versprach, jeden Wunsch des Ritters von Courcy zu erfüllen. Der Ritter äußerte einen eigenartigen Wunsch. Er verlangte weder Geld noch andere Auszeichnungen. Er wollte für sich und seine Nachkommen das Recht haben, vor den Königen von England mit bedecktem Haupt — also mit Hut — erscheinen zu dürfen. Das Privileg wurde dem Geschlecht von Courcy verliehen, und behielt durch die Jahrhunderte seine Gültigkeit.

* **Die Ungelehrten.** Es scheint fast, daß es jetzt mehr Leute gibt, die weder lesen noch schreiben können, als vor dem Kriege. In Frankreich z. B soll es 40 000 junge Menschen geben, die nicht einmal das Abc kennen. Sie waren in den Jahren 1914 bis 1918 noch sehr jung und haben in den Kriegsjahren keine Schule besucht. In Paris sollen 3,38 Prozent der Großjährigen Analphabeten sein, in Leningrad sind es 14 Prozent, in Moskau 22 Prozent, in Barcelona 29 Prozent, in Rom 10 Prozent, in Budapest 4,76 Prozent, in Wien 2 Prozentund in Kiew sollen es sogar 45 Prozent und in Teheran 82 Prozent sein. In Prag zählte man 0,69 und in Berlin 0,43 Prozent.

* **Bergsteigen verboten.** In dem mongolischen Lande Amdo befindet sich das große lamaistische Kloster Lawran, das am Fuße hoher und schön geformter Berge liegt. An das Besteigen dieser Berge hat sich nun seit alters her ein merkwürdiger Aberglaube geknüpft. Es heißt nämlich, daß jeder, der als erster den Gipfel eines Berges besteigt, bestimmt sei, der Herr über die ganze Gegend zu werden. Um dies zu verhindern, besteht nun tatsächlich ein Verbot, daß die Berge um das Kloster Lawran herum von keinem Menschen bestiegen werden dürfen, denn das Besteigen wäre gleichbedeutend mit dem Verlangen, das Land beherrschen zu wollen. Aus diesem Grunde wird es auch den Forschern sehr erschwert, Messungen auf diesen Bergen auszuführen.

* **Schutz den Affen.** Die Verwendung von Sekreten der Affendrüsen hat dieser Tierart wieder größere Aufmerksamkeit zuwenden lassen. In Afrika geht aber die Affenjagd ungehindert weiter, und man erwartet für die nächste Zukunft ein staatliches Einschreiten, um bestimmte Gebiete, wo sich die Affen vorzugsweise aufhalten, als Naturschutzgebiete zu erklären.

Lustige Rundschau



* **Die Doppelgängerin.** Eine sehr schöne Budapester junge Dame sah einer berühmten Filmdiva täuschend ähnlich. Was tat sie? Sie kleidete sich wie diese, studierte ihre Allüren und gab sich für den Filmstern aus. Nachdem sie bereits viele Herrengeschenke eingeheimst hatte, wurde die Schwindlerin ertappt und dorthin gebracht, wo man Zeit zum Nachdenken hat.

* **Zutreffend.** Student (der viel gebummelt): „Leben Sie wohl Herr Professor, haben Sie Dank für alles, was ich bei Ihnen gelernt habe.“ — Professor: „Oh, bitte, erwähnen Sie doch diese Kleinigkeit nicht.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.